

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925**

90 (18.4.1925) Wissenschaft und Bildung

Andersens Märchen\*

Von Hans Benzmann.

Draußen auf dem Lande wars wunderschön! Es war Sommer! Das Korn stand gelb, der Faser grün. Das Gese war unten auf den Wiesen in Schobern aufgestellt und da stielte der Storch auf seinen langen roten Beinen einher und klapperte ägyptisch, denn das war seine Muttersprache. Um den Acker und die Wiesen standen große dunkle Wälder, und in ihrer Mitte lagen tiefe Seen. O, es war wunderschön da draußen auf dem Lande. An der sonnigsten Stelle lag da ein altes Rittergut, umgeben von tiefen Kanälen. Von der Mauer bis hinunter zum Wasser wuchsen große Klettenblätter, die so hoch waren, daß unter den größten kleine Kinder aufrecht stehen konnten. Dort war es gerade so wild, wie im tiefen Walde. Hier saß eine Ente auf ihrem Neste, um ihre Jungen auszubrüten, aber jetzt war sie dessen fast überdrüssig, weil es gar so lange dauerte und sie nur selten Besuch bekam. Die anderen Enten zogen es vor, auf den Kanälen herumzuschwimmen, anstatt sie zu besuchen, unter einem Klettenblatt zu sitzen und sich mit ihr zu unterhalten. Endlich platze ein Ei nach dem anderen. „Piep! Piep!“ machte es, alle Eidotter waren lebendig geworden und steckten den Kopf heraus. Und nun wird in sehr drolliger Weise ausführlich erzählt, wie die jungen Enten eine nach der anderen aus dem Ei kriechen und verwundert in die Welt hinein schauen. Eine wunderbare Frühlings- und Sommerstimmung, in ihrem altväterlichen und leise schalkhaften Tone der aufstrebenden, weiterstimmenden Seele des Kindes angedeutet! Man denkt auch an Bilder von unserem Ludwig Richter der Specker dabei! So vertraut mutet dieses anschauliche gemütvolle Bild an, das ganz von der Sonne durchwärmt ist. Gerade dieses Märchen „Das häßliche junge Entlein“ habe ich als Kind besonders geliebt, weil sein Inhalt, die Freuden und Wonnen des Sommers auf dem Gutshof märchenhaft schön erzählend, doch von einer leisen Melancholie fast tragisch durchschwingt ist.

Die Geschichte vom häßlichen grauen Entlein ist ja die vom unansehnlichen verkommenen und darum von allen mit Mißgunst und Verachtung verfolgten Geschöpf. Daß sich dieses dann nach manch erlittener Schmach als herrlicher stolzer Schwan entpuppt, das empfand ich und mit mir gewiß alle Kinder, die das schöne sinnreiche und doch so natürliche Märchen kennen, als einen Sieg des Gerechten, des Guten in der Welt mit tiefer Genugtuung.

Es gibt manche, die Andersens Märchen als sentimental, als naiv empfinden. Das mag für viele Märchen, für manche Stilüberbahrung in der Sprache, für manche allzu-großväterlichen, hier und da gar süßlichen Darstellungsweise gelten. Mit den Volksmärchen von Grimm, Bechstein und anderen, deren eine natürliche Kunst sich ja gerade in einer einfachen, fast herben Kürze und unbewußten Naivität äußert und die niemals auf Belehrung, ja nicht einmal auf Stimmung direkt bedacht sind, sondern die schlicht episch erzählen, kann natürlich Andersens Märchen nicht verglichen werden. Aber bei mancher Übertreibung eines naiv-sentimentalen Stiles, bei vieler oft auch flach wirkenden, allzu bewußt betonten

rührseligen Romantik: es darf weder die reine echte Poesie dieser Märchen, noch ihre Sonderart verkannt werden. Es muß vielmehr betont werden, daß Andersens als Märchendichter in geradezu genialer Weise neue, echt märchenhafte Motive erfunden hat und in nicht weniger genialer Art märchenhafte Stimmungen gerade durch diesen behaglich-schalkhaft-anmutigen, man kann auch sagen seelenvollen Stil geschaffen hat, die dem, der sie kennt, unvergeßlich bleiben.

Wie wundervoll lustig und zugleich unmittelbar fesselnd hebt zum Beispiel das Märchen „Die Nachtigall“ an:

„In China, das wird dir wohl bekannt sein, ist der Kaiser ein Chinese und alle, die ihn umgeben, sind auch Chinesen. Es sind nun schon viele Jahre her, aber gerade deshalb ist es der Mühe wert, die Geschichte zu hören, denn man vergißt sie sonst.“ Und nun erzählt Andersens das wunderschöne Märchen von der Nachtigall, die am Hofe des Kaisers von China nur von dem kleinen, armen Küchenmädchen gefannt wurde: er erzählt, wie der Kaiser vom Gesange der Nachtigall hörte, wie er sie an seinen Hof beruft und wie sie ihn mit ihrem Liede so rührte, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen, wie sie lange Zeit dann Gast des Kaisers war, bis man ihn mit einem Spielwerk, das täuschend dem Gesange der Nachtigall nachahmen konnte, betrog; da verließ der Kaiser den Palast und er kam erst wieder, als der Kaiser todkrank auf dem Bette lag, um ihn durch seinen Gesang zu heilen. . . Die Diener kamen des Morgens herein, um nach ihrem toten Kaiser zu sehen: — ja, da standen sie und der Kaiser sagte: „Guten Morgen!“

Oder man denke an das reizende Märchen vom „Däumelieschen“ das auch so ganz durchwirkt ist von tierischer herzlicher Naturfreude, von Frühlings- und Sommerstimmung. Man erinnere sich an die köstlichen Szenen, wo Däumelieschen, das den Sohn der häßlichen Kröte heiraten soll, auf einem Blatte der Wasserlilie entweicht und dann zu dem behaglichen Heim der Feldmaus kommt:

„Nur am Rande des Waldes, wohin sie jetzt gelangt war, lag ein großes Kornfeld, allein das Korn war längst geerntet, und nur die nackten, braunen Stoppeln waren noch zu sehen. Ihr erstehen sie wie ein großer dunkler Wald, den sie durchwandern mußte. Da kam sie an die Tür der Feldmaus, ihr ganzes Heim bestand in einer kleinen Höhle unter den Stoppeln. Dort wohnte die Feldmaus geschützt und warm, hatte die ganze Stube voller Vorräte und eine schöne Küche. Das arme Däumelieschen lehnte sich an die Tür gerade wie eine arme Bettlerin und bat um ein kleines Stüchchen Korn, denn sie hatte seit zwei Tagen gar nichts zu essen bekommen. Die freundliche Feldmaus nimmt das zierliche Mädchen auf. Aber auch hier drohen Verwirrungen. „Nun werden wir gewiß bald Besuch bekommen“, sagte die Feldmaus. „Mein Nachbar pflegt mich jeden Tag zu besuchen. Der hat es noch weitergebracht als ich, er hat große Säle und schreiet in einem wunderschönen, schwarzen Pelze einher. Wenn du den zum Manne bekommen könntest, wärest du gut versorgt. Er ist aber blind. Du mußt ihm deine aller schönsten Geschichten erzählen!“ Ungemein drollig wird dann erzählt, wie die Feldmaus mit Däumelieschen den Maulwurf besucht. Der

Maulwurf nimmt ein Stück faules Holz in das Maul, weil es im Dunkel wie Feuer leuchtete, ging voran und erhellte ihnen auf diese Weise den dunklen Gang. Däumelieschen entflieht dann bekanntlich auch diesem Verwirrungskomplot auf den Schwingen einer befreundeten Schwalbe.

Als besonders charakteristisches Märchen nenne ich weiter: „Die Hirtin und der Schornsteinfeger“, „Der standhafte Hirt“, „Die Blumen der kleinen Ida“, „Das Feuerzeug“, „Die Prinzessin auf der Erbse“, „Die alte Straßenlaterne“, „Der Schweinehirt“, „Der fliegende Koffer“, und „Die Schneekönigin“. Diese alle repräsentieren das rein naive, ganz volkstümlich gehaltene Märchen Andersens, dessen Helden neben Kindern, Mägden und Soldaten, Hirtin und Handwerker sind. Die Tiere und Dinge sprechen zu Andersens Märchen, wie im Reineke Fuchs. Daß sie sich feierlich und wichtig nur mit „Sie“ anreden, ist ein besonders feiner und komischer Zug. Die Belegung der Natur, diese großartige poetische Eigenheit der gesamten germanischen Poesie, kehrt auch bei Andersens in ausgeprägtester Weise wieder. Schon in diesen kindlich-naiven Märchen kommt sodann, wie schon angedeutet, eine dritte echt dichterische Eigenschaft in drolliger Weise zum Ausdruck: Der Humor. Ich erinnere z. B. an die vornehmen Ratten im „Tannenbaum“, die nur Speisefamergeschichten hören wollen, an die Zaunpfähle in dem Märchen „Der Flachs“, deren Rede stets mit dem eigentümlich wehmütigen Lied „Schnippschnappschnurr, baselurr! Aus ist das Lied“ endet, an den Löffel (im „Schweinehirt“), der, wenn er kocht, stets die alte Melodie anstimmt: „Ach du lieber Augustin, alles ist weg, weg, weg!“

Anderes Märchen von Andersens sind allegorisch, wie z. B. das vorhin erwähnte „Die Nachtigall“ oder parodistisch und satirisch zu deuten, wie „Des Kaisers neue Kleider“ und „Die Suppe aus Buchstaben“, jedoch wirkt die Satire bei diesem Dichter nie verlegend und aufdringlich, sondern menschlich lebenswürdig und künstlerisch fein und vornehm. Wie denn auch in einigen Märchen aparte feine seelische Vorgänge mit zurückhaltender Kunst dargestellt werden, z. B. in „Die Geschichte einer Mutter“ und „Der Engel!“

Besonders zu erwähnen sind Andersens spezielle Märchen („Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern“, u. a.). Wir alle haben wohl unser soziales Empfinden in erster Linie der Lektüre solcher Märchen zu verdanken neben den Geschichten des „Neuesten Testaments“. Als Meisterwerke sozialer Poesie (Poesie ohne Tendenz und unkünstlerische Nebenabsicht, ohne Phrase und hohles Pathos) mögen sie hier besonders anerkannt werden.

Wie beliebt Andersens Märchen sind, das kommt ja durch Neuauflagen immer wieder zum Ausdruck. Der Verlag Eugen Diederich, Jena, hat eine vierbändige Gesamtausgabe herausgegeben. Die Ausstattung ist sehr gefällig im Sinne des Dichters mit zarten, echt märchenhaften Zeichnungen, Bildern und Initialen von Gudmund Hertze ausgestattet. Die Überetzung ist nach der Originalüberetzung vorgenommen von Etta Federn; zum Teil sind die Märchen neu überetzt worden. — Ebenso empfehlenswert ist die sehr schön gedruckte, in schmiegsamen Leinenbänden erscheinende Ausgabe des Inselverlages. Hierzu hat Sophus Baudis eine Einleitung geschrieben. Die Märchen wurden unter Benutzung

Die Geschichte des Menschen  
Ernst Drach

Entwicklungs- und Bildungsromane — denn nach der sprachlichen Tradition haben wir es in diesem ersten Prosawerk von Rolf Gustav Haebler\* mit einem solchen zu tun — führten früher in Deutschland ein merkwürdiges Dasein. Sie wurden einerseits von pädagogischer Seite oft stark überhöht und wegen ihrer wissenschaftlich oft sehr genauen Schilderung überlaut gepriesen, andererseits aber von dem Lesepublikum mit ganz gemieden, weil dessen Herz schon bei Nennung des Wortes „Erziehung“ ungeduldig zu schlagen begann und für seine regelmäßige Abendlektüre viel lieber zu jenen Neuerscheinungen des Büchermarktes griff, die entweder eine sensation oder beschönigte Ruhe versprachen. Zugleich hat sich eine Wandlung vollzogen, nicht zuletzt beschleunigt durch die gewaltigen Ereignisse der jüngsten Zeit, die das Land unter Eruptionen erdonnern machten und von selbst auch zu einer Generalanalyse der literarischen Bedürfnisse zwangen. Zum Roman der Zeit ist alles geworden, was lebenswirkliche Substanz hat, was also von einer vita passiva und vita contemplativa mitten hinein in die Dynamik der lebenden Menschheit führt. Man kann fast behaupten, daß als Bevollmächtigte der Zeit heute nur jene ernsthaften Schriftsteller zu gelten haben, die den Komplex der Zeitfragen durch eine autoritative Persönlichkeit zusammenzuhalten und zu lösen sich bemühen, und deshalb gehören heute gerade Entwicklungsromane trotz ihrer reißerischen Ausprägung eines vielseitig einseitig seelen-biographischen Materials zu den gehaltensten und im weiteren Sinne fruchtbarsten Büchern. Sie

erweisen ihre Beachtung als Erlebnis- und Bekenntnisbücher zumal dann, wenn sie die lebendige Tradition mit den großen deutschen Entwicklungsromanen Goethes, Mörikes und Eichendorffs keineswegs verleugnen, wenn sie in der Reife ihres Denkens auch den stammelnden Expressionismus von gestern überwinden haben und doch in der Tiefe ihrer Gefühls- und Schmerzskraft wahrhaft modern bleiben.

R. G. Haebler's Roman ist nach dieser positiven Richtung eine reife, wohl ausgetragene und bedeutsame Frucht zu nennen; ähner Erscheinung und künstlerische Form rechtfertigen außerdem, daß man dies in schlichter Erzählung sich manifestierende Stück Biographie nicht neben der belletristischen Jahresproduktion würdigt, die heute mehr denn je als Ware verfertigt und gedruckt wird und doch meist nur statisch existiert bleibt, sondern ihm eine kritische Einzelbesprechung widmet. Der Verfasser ist zudem im politischen Leben und im bairischen Schuldienst eine bekannte Persönlichkeit, sein Buch hat somit auch für die Heimatgeschichte der letzten Jahrzehnte eine gewisse Bedeutung und spiegelt in der Schilderung des Zickzackweges, den der Held gehen mußte, nur leichtverbürgt manches tatsächliche Geschehnis wieder. Eine „Handlung“ gibt es dabei freilich kaum zu erzählen, es ist nicht viel mehr als ein üblicher Lebenslauf in aufsteigender Linie. Allerdings wandelt dieser Ernst Drach auch nicht auf der gewöhnlichen Naturpromenade leicht und bequem zur Höhe. Er ist ein altemännischer Bauernsohn, er setzt sich gegen die bürgerliche Logik zur Wehr, so oft er gesellschaftlich mit den in sicherer Position ruhenden Funktionären der sogenannten bürgerlichen Ordnung in Berührung kommt. Sein metaphysisches Bedürfnis stellt ihn über den Klaffensatz, er ist anfänglich ein Mensch in jenem merkwürdigen Schwebezustand zwischen Sittlichkeit und Trieb, zwischen Bürgerlichkeit und Geistlichkeit, zwischen

Bildungsphilistertum und proletarischem Ressentiment. Aber immerhin ein Mensch, der auch im Nüchternen zunächst auf das Sinnvolle achtet, Einer, der rechtzeitig zu jedem Spruch auch den Widerspruch kennen lernt, Einer, der aus den verschiedensten Seelenkämpfen sich doch stets zu sich selbst zurückfindet. Schließlich auch Einer, der durch Selbsterziehung der Gefahr entgeht, sich in Kunst oder romantisches Bagateltum zu verlieren, und am eigenen Leib die Probleme des gegenwärtigen Lebens so erleidet, daß er später auch anderen armen Menschen zu ihrer Durchleuchtung und Durchdringung zu helfen wohl in stande ist. Denn darin beruht offenbar der pädagogische Wert des Haebler'schen Romans, daß mit sehr bedächtiger Feder eine zwar überscharfe, aber doch lehrreiche Analyse des eigenen Ich niedergeschrieben wurde, daß eine menschenforschende Fahrt mit einer Weite des Blickfelds unternommen wurde, die nicht durchschnittlich ist. Auch die künstlerische Einheit des Buches ist in der kraftvollen Persönlichkeit des Helden gegeben. Eine Figur von solcher menschlicher Potenz und elementarer Ehrlichkeit scheidet dem Buch sogar dort die konzentrierte Haltung, wo sie leicht als Mißverständnis der tausend Fragen und Antworten der Reflexion oder gar dem phrasenhaften Tiefstimm verfallen könnte. Als Stilist wandelt Haebler in freier Eigenbahn: Er verschmäht epigonische Sprachkünste ebenso wie die bei den Entzugskribenten so beliebten Zahlkünste. Seine Ausdrucksweise ist durchaus persönlich gefärbt, aber klar und überlegt. Sie neigt mehr zur epischen Breite als zum lyrischen Ausdruck; doch wäre Haebler nicht der künstlerisch empfindende und kritische Mensch, als den er sich zuweilen auf den Seiten des Buches schildert, wenn es ihm nicht auch im äußeren Rahmen gegliedert wäre, den Roman rund, voll und geistig gewichtig erscheinen zu lassen.

\* Ernst Döbner, Verlag, Leipzig.

der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgaben neu übertragen von Mahilde Mann. Die künstlerische Ausstattung stammt von Karl Weidmeyer-Worpswede.

## Über das Glück

von Geh. Hofrat Dr. Max Drexler.

Das alte, ewige Problem vom Glück rührt neuerdings die schwäbische Dichterin Anna Schieber in ihrem dramatischen Spiel „Das Heim des Glücklichen“ (bei S. C. Beck-München) wieder an, nachdem diese Frage durch Goethe im Faust eigentlich für immer beantwortet ist: „Im Weiterstreiten find' er Qual und Glück, Er unbefriedigt jeden Augenblick.“

Glück begleitet, als Gefühlszustand, die Befriedigung eines Willens. Wir Menschen sind Kräfte im Zeitlichen wirkend, d. h. Wille. So lange wir in der Zeit bewußte Wesen sind, ist unser Wesen Wille. Ein Wesen, das immer Wille ist, kann nie vollkommen befriedigt, mithin nie dauernd glücklich sein; denn dauernde Befriedigung hebt den Willen auf; Vollendung bedeutet Ende des Willens, des Lebens. Wir träumen deshalb ein Paradies, ein Jenseits dieses zeitlichen Willenslebens, in dem ewige Vollendung, Ruhe, dauerndes Glück herrscht.

Die Dichterin hat darin Recht, daß sie den alten König das Glück nur im Tode finden läßt, den ihm, als Heiler aller Leiden, die Jugendgeliebte, die weiße Waldfrau, die weltfern zeitlos lebende, geheimnisvoll bringt; sie waren einmal glücklich miteinander gewesen, als der junge Prinz sagte: „Weißt du, was ich hier hast du nichts zu suchen!“, sich abschloß mit der Geliebten von der Zeit und ihrem rastlosen Willen. Die Uhr schlägt keinem Glücklichen. Dann aber hat der König sich ins Weltgetriebe gestürzt, in die Zeit und damit in den Willen, der nie Befriedigung kennt. Und dazu kommt im Rückblick auf das Leben das Eingeständnis: „Ich habe meiner Seele nicht gewaltet.“ „Hab' ich wohl einen glücklicher gemacht?“

So lange der Wille nur auf persönlichen Genuß geht, kann er sich noch weniger je befriedigen, als wenn er auf Liebe, Hilfe, Wohltat an anderen Kreaturen zielt.

Liebe ist das zeitliche Äquivalent der ewigen Vollendung. Wenn ihr nicht vollkommen sein könnt, wie Gott, dann liebt Euch wenigstens untereinander! „Liebe ist die einzige Wirklichkeit.“ Auch diesen Gedanken hat Goethe im Faust durchgeführt. Faust's Wille geht auf Genuß seines Selbst aus; er findet keine Befriedigung im Wissen, keine im groben Sinnesgenuß, keine im Liebesgenuß, keine im Genuß des Ruhms, der Schönheit, der Macht; es dünnt nur eine Vorahnung von Glück auf im Gedanken an Menschenförderung; „im Vorgefühl von solchem hohen Glück genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.“ Den immer Strebenden erfüllt ein Augenblick des Glücks im Gefühl nützlicher Arbeit. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Erlösung zum Glück ist auch hier der Tod. Denn selbst die beste Tat im Interesse der Allgemeinheit kann doch nur auf Augenblicke beglücken. Sonst dürfte ein Menschenbeglucker wie Goethe nicht nur 40 Tage glücklich gewesen sein in einem 80jährigen Leben. Daß Befriedigung über eine gelungene Tat, sei es ethische, hilfreiche, sei es ästhetische, künstlerische, nicht anhalten kann, ist psychologisch begründet. Einen Augenblick befriedigt sich der Wille und erlebt der Mensch ein Glück; alsbald gewöhnt er sich an das Ereignis

### Buchkritik

R. Sapper, Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. 8., 300 Seiten, 70 Kartograph. und statistisch-geographische Darstellungen. (W. G. Teubner, Leipzig, Berlin 1925.) — Die Abhängigkeit der Wirtschaft von der Natur des Landes einerseits, von der Kultur und Geschichte der Menschen andererseits darzustellen und vornehmlich die bleibenden Grundlagen gegenüber der stets schwankenden Konjunktur zu zeichnen, ist die Aufgabe von Sappers neuem Buch. Das mag gerade in unseren Tagen wieder von Wert sein, wo das Wirtschaftsleben durch die politischen Umgestaltungen aus dem Gleichgewicht gebracht wurde. Das Buch schildert im wesentlichen die vor dem Kriege geschaffenen Verhältnisse, bringt aber immer auch Hinweise auf die seither eingetretenen Veränderungen, besonders in den wertvollen alphabetischen Uebersichten der Wirtschaftseinheiten am Schluß, die sich zum raschen Nachschlagen eignen. Der klar und leicht faßlich geschriebene Text wird unterstützt durch die stattliche Zahl von Karten und graphischen Darstellungen, die in einem Bild weltweite Beziehungen erkennen lassen. Eine Karte der Dürregebiete der Erde (Seite 23), der Erdölgewinnung (Seite 172) oder der Kaufkraftproduktion (Seite 218) wird durch den Hinweis auf ihre politische Tragweite ebenso Interesse finden, wie die der Luftverkehrswege und Großfunktionen (Seite 258 und 260).

Ueber die Disposition und den Aufbau des Stoffes kann man verschiedener Meinung sein. Zwei Drittel des Textes sind den physikalischen und anthropogeographischen Grundlagen gewidmet, nur ein Drittel bleibt der Gütererzeugung, dem Handel und Verkehr. Weltumfassende Vergleiche (etwa der Vorkammern der Erde, der großen Viehzuchtgebiete, der Beziehungen zwischen Erz und Kohle in Produktion, Handel und Verkehr zugleich) treten zurück hinter sorgfältiger systematischer Gruppierung des Stoffes. Aber in der launigen Verknüpfung der Tatsachen, in der Betonung der Wichtigkeit scheinbar belangloser Dinge für die Wirtschaft ist das Buch mitunter sehr interessant. Besondere Beachtung verdienen des Verfassers Ausführungen über die Akklimatisierung und die Behandlung farbiger Arbeiter, die Musterbeispiele bestimmter Formen des Anbaues und der Viehhaltung, der Hinweis auf die alten T h ü n g e n sehen Kreise, deren Verdrängung für verkehrsmässige Kolonien immer noch empfehlenswert sei, und die Bedeutung des Einlebens in eine fremde Kultur als Voraussetzung erfolgreicher wirtschaftlicher und politischer Betätigung. „Angesichts dieser Tatsachen ist es unverständlich, warum unsere deutschen Diplomaten ruhelos immer wieder in neue Sprach- und Kulturgebiete geworfen werden... Kein Wunder, daß ihre Erfolge oft viel zu wünschen übrig liegen, und daß so viele von ihnen niemals in den Geist ihres jeweiligen Wirkungsfeldes einbringen.“ (Seite 115). Das ist auch meine Meinung.

Robert Krebs (Freiburg).

nis und das Gewohnte macht nicht mehr glücklich. So fort ruft der ruhelose Wille in uns zu neuen höheren Zielen auf, zu neuer Tat und neuer Qual. Wo wenn der König auch glückliche Menschen gemacht hätte, so wäre er zwar vielleicht von Neuem verschont geblieben, aber hätte doch nie ein dauerndes Glück gewonnen.

Die Dichterin läßt verschiedene, scheinbar Glückliche an uns vorbeiziehen: Daß Reichtum nicht glücklich macht ist altbekannt, zumal natürlich, wenn er mit Krankheit verbunden ist, die nicht einmal den sinnlichen Genuß verstatet. Auch Kraft und Gesundheit verbürgen kein Glück, wenn sie mit Knechtschaft verbunden sind; sich selbst bestimmen will der Mensch, frei sein; denn Heteronomie macht unglücklich. Doch deutet die Dichterin hier schon an daß, nächst dem erlösenden Tode, Gesundheit, Kraft und Freiheit ihr der einzige Weg zum Glück erscheint: „Ein starker Mann, wenn man es recht bedenkt, so schließt das alles ein“.

Das Glück der lustigen Haut ist auf dem Sand des Zufalls gegründet; wenn dem mürrischen Schuster sein Mädel untreu wird, so hört er auf zu singen.

Der freie Herr ist nicht befriedigt, weil es ihm nicht gelingt, Liebe zu erringen; man gehorcht ihm zwar, aber er wünschte, daß man ihm gern gehorche.

Am meisten Aussicht auf Glück hätte der „Heiler“, der so vielen Menschen Hilfe bringt; aber selbst der ist nicht glücklich, weil seine „Heilkraft“ nicht sein Verdienst ist, ihm unbenutzt geschenkt ist; und ferner, weil er einsieht, den Menschen nicht wahrhaft helfen zu können: „Nicht einer denkt daran, sein Leben umzuändern.“

So bleibt schließlich als nächster Anwärter zum Glück der gnostische Philosoph, die Diogenesnatur, die nichts bedarf, nichts wünscht, die dankbar für das Leben und das Licht animalisch dahin lebt.

Es ist das Glück des Wurms, der sich von der Sonne bescheinen läßt — nur leider dauert es nicht lange. Der Glückliche ist „ohne Verlangen, ohne Wunsch“. „Freie ihm das selig-arme Herz- und Sannenglied. In heber Lust und ungehemmtem Blick, weit über Land und Strom“.

Man denkt an Mephistopheles Verjüngungsrezept für Faust am Eingang der Höllentür.

Der Witz liegt nahe, daß die Prinzessin ihrem glückverlangenden Vater das erlösende „Heim des Glücklichen“ nicht bringen kann, denn dieser Naturmensch hat kein Heim. Sein ganzes Glück ist seine Bedürfnislosigkeit, seine Freiheit, aber auch seine Jugend und Gesundheit, vergänglich Güter von Natur- und Zufallsgraden, die jeden Augenblick verloren gehen können. Tierischer Sinnesgenuß der Jugend und Gesundheit ist aber nicht das Glück, das die Menschen meinen.

Wahres Glück wäre, wenn der Wille im Menschen durch dessen eigene Kraft befriedigt würde und das erreichen wir dauernd im Leben nie; erst im Tode schweigt der unerfüllte Wille. Einen dem Tode ähnlichen Zustand erstreben die alten indischen Philosophen, die die Welt, den „Samjara“ ganz, negieren, sich des Wirklichkeitsgenußes asthetisch enthalten, das Spiel des Lebens nicht mitspielen und sich als Zuschauer zurückziehend von der Bühne der Welt, Freiheit vom Willen erreichen in reiner, uninteressierter Contemplation; so sehen sie von ihrer sicheren Lage aus nur noch die Schönheiten der Erscheinung, die wie rosige Wölckchen am fernen Horizont spielen, und zuletzt selbst diese nicht mehr. Das ist ein todähnlicher Erlösungszustand. Das ist das Glück der alten müden Weisheit, zu sterben, diesen Schleier der Maya zu vergessen.

Über dieses Glück der Ruhe, der Vollendung, des Friedens sucht die unverbrauchte, lebens- und tatenhungrige Jugendkraft gar nicht; sie fragt überhaupt nicht nach Glück, sie will nur leben. Sie bejaht den Willen, die Bewegung, die Entwicklung, die Tat, ob sie auch Schuld und Forderung, ob sie auch sogenanntes Unglück mit sich führe. Leben ist Glück.

So neben dem alten, müden, durch Tod erlösten König die jugendliche, lebenshungrige Prinzessin: „Ich höre, Leben, Deine Ströme rauschen: Schriff über mich! Nicht such' ich sanfte Stille. Dich zu empfangen nur begehrt mein junger Wille und kosten deine Sonnen, Schmerz und Leid. Bring' was du willst in deinem Weltenlauf. Mein Herz ist deine Nacht, es tut sich auf.“ Leben, Wirken, wenn auch Leiden, ist das Glück der Kraft; sie hat den „Mut zum Glückseligen“.

In diesem Sinn will auch Faust das Leben packen: „Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit, das Rollen der Begebenheit! Da mag denn Schmerz und Genuß, Gelingen und Verdruss, miteinander wechseln, wie es kann; nur rastlos betätigt sich der Mann. — Von Freud ist nicht die Rede. — Und was der ganzen Menschheit zuteil ist, will ich in meinem Innern selbst genießen. Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen, ihr Wohl und Weh auf meinen Wufen häufen, und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern, und, wie sie selbst, am End auch ich gerscheitern.“ „Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen, mit Stürmen mich herumzuschlagen und in des Schiffsbruchs Anrücken nicht zu zagen!“

So sagt uns die Dichterin zwar nichts Neues; aber was sie sagt, sagt sie mit Murren und Schönheit. So verberkelt sie einerseits das Glück, das in Jugend, Kraft, Mut, Bedürfnislosigkeit und Freiheit liegt, wie andererseits das Glück, das in der Vergessenheit, in der Ruhe, im Tode liegt, wenn sie die Jugendgeliebte das „Heim des Glücklichen“, das erlösende, über den alten König breiten läßt mit den Worten:

„Hab dir ein Heim gesponnen, aus allerfeinstem Lein, Und es gebietet in der Sonnen, das soll dein Braut- hemd sein.“

## Ein Dichter und ein . . . .

Der Latbestand ist kurz folgender:

Es gab einmal einen bedeutenden Kunstgelehrten. Er widmete seines Lebens und Geistes Kraft der italienischen Kunst. Er schrieb Werke wie „Franz von Assisi“ und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien“, „Andrea Mantegna“, „Coreggio“, „Giotto“, „Tintoretto“, „Michelangelo“. Alle diese Werke erhielten Welt- ruhm und haben ihn noch. In vielen kleineren Arbeiten diente er ständig Italiens großen Schaffenden und Zeiten. Er liebte Italien und seine Kunst.

Dieser Kunstgelehrte ließ sich lange Jahre vor dem Kriege in Gardone nieder, kaufte 1910 die Villa Gar- gucco und füllte sie mit seinen Sammlungen an her- lichen Bildern, darunter ein Rembrandt, wertvollste Hans Thomas. Er sparte auch nicht mit kostbarem Mobiliar; seine Hauptbücherei, 3000 Bände, stellte er hier auf. Hier wollte er sein Alter verbringen, nur seiner Arbeit leben.

Da kam der Krieg. Er vertrieb den Gelehrten aus Gardone, in dem der König von Italien ihm mit dem „Grande Ufficiale dell' Ordine di S. Maurizio e La- zaro“ begrüßt hatte. Die Villa wurde am 21. Juli 1918 sequestriert. Eine Hansgästerin und ein Gärtner hüteten den seltenen Besitz.

Der Ausgang des Krieges, das vergebliche Bemühen um die Rückkehr brachte Henry Thode 1920 das Her- Seine junge Witwe, die dänische Sopranistin Gertha Thode hoffte, des Mannes Nachlaß, Sans, Sammlun- gen, Manuskripte wieder in Verwaltung und Nutzung nehmen zu können. Erfahren doch ein „königliches“ De- freit, nach dem deutsche Privathäuser an ihre Besitzer zu- rückgegeben werden können.

Über die junge Witwe hatte nicht damit gerechnet, daß Italien auch noch außer dem König einen — Dichter be- saß. . . .

Und welchen Dichter!

Er hatte sein Leben von jeder der „Schönheit“ ge- weicht. Freilich stets einer „Schönheit“ in Anführungs- strichen; dem sinnlichen Glande, der üppigen Pracht, dem pervertierten Genuß, der Lust an Greneln und Blut, dem tropischen Glutergüsse, ohne Seele ohne Geist. Es gab aber auch viele — besonders in Deutschland — die er- kannten: daß diese Schönheit kein Herz, keine Liebe, kein Mitleid, keinen Adel kennt, sondern nur kalte Gier und frange Luft.

Dieser Dichter, d'Annunzio mit Namen, hatte die Schön- heit (und den Wert) des Thodeschen Besitztums wohl er- kannt. Er erkannte eines Tages, als er wegen seiner po- litischen Abenteueri zum Fürsten ernannt worden war, mit acht Automobilen vor der Villa, riß die Siegel der italienischen Regierung ab und nahm Besitz von dem fremden Eigentum.

O wie gefiel es ihm!

Wer in aller Welt konnte noch verlangen, daß er dieses Eigentum wieder herausgab? Sollte er als „größter“ Dichter Italiens nicht einfach Anspruch darauf? War Henry Thode nicht tot und ein Deutscher dazu?!

Die arme junge Gertha Thode, die im Krieg ihr gan- zes Vermögen verloren hatte und nun aus ihrer Heimat- stadt Kopenhagen angereist kam, hoffte — wohl noch un- nebelt von den alliierten fremdlichen Hrasen der dän- ischen Presse während des Krieges — sie hoffte, daß ein Dichter auch ein sittlich reiner, ein edler Mensch wäre.

Ah, liebe Gertha Thode, nur wir Deutschen sind der kindlichen Meinung, daß nur der Künstler bedeutende Werke schaffen könne, der ein makelloser Mensch sei. . . In Italien denkt man anders.

Der italienische Dichter spielte mit der Witwe wie die Kake mit der Maus. Zuerst am 30. April 1920, schickte er noch: „Dies Haus ist das Ihrige“. Dann aber wird, durch einen fachsittlichen Vorstoß, d'Annunzios Freund, Belotti, Handelsminister. Fünf Tage später ist d'An- nunzio Besitzer der Thodeschen Villa. . .

Frau Thode hoffte nun wenigstens noch einen Teil der Möbel, das persönliche Bestium, Manuskripte, Tagebü- cher, Briefe, die Thomasammlung herauszubekommen. . . Ein Gesetz von 1922 unterstüßt sie. . .

Was kümmern einen d'Annunzio Gesetze? Er holt sich sogar noch eine Kiste, die auf der Bank von Salo depo- niert war, mit wertvollen Gold- und Silberwaren, Kost- barkeiten, z. B. einem Medaillon von Benvenuto Cel- lini.

Was er ausliefert ist ein Schubfarrn voll wertloser Papiere, ein Petschaft, eine Schachtel mit einer goldenen Uhr und ein Briefeschwerer!

Die Thomasammlung ließ er vor Jahr und Tag für 300 000 Lire versteigern. Die 300 000 Lire behielt er. Den Rembrandt behielt er. Die Manuskripte, das Mo- biliar — kurzum alles behielt er.

Unrechtmäßig auch nach italienischem Gesetz!

Frau Thode ist am Ende ihrer Kräfte.

Es triumphiert der Dichter und der. . . (dies Wort fängt auch mit Di. . . an)!

Was sagt der König von Italien, das italienische Volk dazu? Identifiziert es sich mit diesem Dichter und D. . . ?!

Was sagen alle anständigen Dichter, Gelehrten der Welt dazu? Allein eine Frau, Karin Michaelis, erhebt ihre Stimme! Und die Männer?

O Mut über solch' eine Tat und solch Volk, das solche Tat duldet!

Hans Martin Gfster.